Stefano Bolognini

**“2015: PSYCHOANALYSE IN EINER SICH WANDELNDEN WELT”**

Die komplexen Veränderungen, die wir als Menschen infolge politischer und sozialer Entwicklungen, kultureller Trends und neuer, durch die Technologie ermöglichter Kommunikationsformen erleben, bestätigen nicht nur die hinlänglich bekannte Unberechenbarkeit der Zukunft, sondern machen es uns zudem schwer, die Gegenwart auch nur einigermaßen realistisch zu beschreiben: Das Ziel einer „Gesamtsicht“ ist, selbst wenn wir lediglich unser eigenes Feld in den Blick nehmen, zweifellos überaus ehrgeizig.

Gleichwohl bin ich in meiner Eigenschaft als IPV-Präsident dank meiner Reisen und meines ständigen Austausches mit Kollegen und Gesellschaften überall auf der Welt besonders gut in der Lage (und vielleicht auch verpflichtet), Ihnen ein umfassendes Bild unter einem „*interregionalen*“ Blickwinkel zu vermitteln, den ich aufgrund meines einschlägigen wissenschaftlichen Interesses gern um eine „*intergenerationale*“ Perspektive erweitere.

Mit Rücksicht auf den engen Zeitrahmen formuliere ich die Überlegungen, die ich heute mit Ihnen teilen möchte, schematisch und in gebotener Kürze. Ich möchte Sie aber dazu anregen, meine Gedanken später, im Gespräch mit Ihren Kollegen, gründlicher zu erörtern, sie auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen und mögliche Implikationen in den Blick zu fassen. Einige dieser Überlegungen entsprechen sicherlich nicht jedermanns Wünschen. Trotzdem könnte es sich lohnen, über sie nachzudenken und sie zu diskutieren.

**WO WIR STEHEN**

Das allgemeine wissenschaftliche Niveau (theoretisches Wissen, klinische Fähigkeiten und geistige Beweglichkeit) des durchschnittlichen Psychoanalytikers hat meiner Meinung nach davon profitiert, dass unser Austausch dank der neuen Technologien intensiver geworden ist.

Die Mühelosigkeit, mit der psychoanalytische Beiträge heute durch das Internet und durch die allerorten organisierten Konferenzen verbreitet werden, mag durchaus zu einer gewissen Übersättigung und Entmutigung geführt haben (für unsere narzisstischen Idealvorstellungen ist es frustrierend, wenn man sich eingestehen muss, dass man unmöglich auch nur ein Zehntel dessen, was auf Exzellenzniveau produziert wird, lesen kann); trotzdem lässt sich nicht bestreiten, dass die Verbreitung von Ideen und Erfahrungen die Mentalität und das theoretische Rüstzeug der meisten Psychoanalytiker Jahr für Jahr verändert und bereichert.

Ich bin überzeugt, dass das von CAPSA repräsentierte Modell der „*gegenseitigen Befruchtung*“ die Veränderung, die sich in den neuen Analytikergenerationen vollzieht, trefflich symbolisiert. Diese neuen Generationen sind offen für Neuerungen und erpicht darauf, die Arbeit ihrer Kollegen aus anderen Ländern und Regionen genauer kennenzulernen; bei allem Respekt vor den Befürchtungen jener Kollegen, denen die Folgen eines oberflächlichen Eklektizismus und wirrer theoretischer Verfälschungen berechtigte Sorge bereiten, kann ich, so glaube ich, sagen, dass die von Wallerstein beschriebene pluralistische Realität heute nicht nur eine unübersehbare Realität ist, sondern dass sie das Instrumentarium des Analytikers auch ganz wesentlich zu bereichern vermag.

Ebendies beobachten wir vor allem in internationalen klinischen Diskussionsgruppen: Die „theologische“ Komponente unserer übertragungsbedingten Loyalität gegenüber unseren Herkunftstheorien (einer Loyalität, die im Rahmen rein theoretischer Debatten unter größte Spannung gerät und die Diskussion gelegentlich restriktiv beeinflusst), verliert an Starrheit, weicht auf, macht schließlich Assoziationen, Phantasien, emotionalen Entwicklungen und intersubjektiven Austauschprozessen Platz und lässt etwas Neues entstehen. Dieses Neue lässt sich in folgenden Worten zusammenfassen: Nach einer solchen Erfahrung geht niemand unverändert nach Hause!

Der durch das Internet und durch die steigende Zahl an Übersetzungen und Publikationen vereinfachte Zugang zu wissenschaftlichen Beiträgen geht Hand in Hand mit einer größeren geographischen Mobilität (trotz der durch wiederkehrende Wirtschaftskrisen bedingten Schwankungen) und mit den verbesserten Sprachkenntnissen zahlreicher Kollegen, die neben ihrer Muttersprache mindestens eine weitere Sprache beherrschen. All dies schafft neue Gelegenheiten zu umfassender Beteiligung und breit angelegtem Dialog.

Hierbei spielt die IPV eine einzigartige Rolle. Ihre Funktion, interregionale Verbindungen auf sämtlichen Ebenen herzustellen, reicht weit über lediglich administrative und regulatorische Aufgaben hinaus: Durch ihre zahlreiche Komitees und Arbeitsgruppen schafft und pflegt die IPV die *Verbindungen* in unserer weltweiten psychoanalytischen Community und hilft Psychoanalytikern aktiv, andere kulturelle, wissenschaftliche und, wie ich zu behaupten wage, auch „psychische“ Realitäten kennenzulernen.

Das Ergebnis ist keine Homogenisierung der Psychoanalyse, sondern vielmehr ein auf Sachkenntnis und Information beruhender Zusammenhalt, in dem jeder von uns die DNA seiner eigenen Herkunftsfamilie behält, aber (sei’s im konkreten, sei’s im symbolischen Sinn) „weiter gereist“ ist. Dieser vielseitige Austausch bedeutet eine quasi osmotisch erfolgende Bereicherung sowohl der individuellen inneren Welt als auch unserer nationalen und lokalen „psychoanalytischen Heimat“.

Ich gehe noch einen Schritt weiter und behaupte, dass die Psychoanalyse, was die authentische, theoretische und erfahrungsgestützte Kenntnis eines jeden spezifischen Themas anlangt, nie zuvor besser war als heute; müsste ich den berühmten „Abschlusstest“ absolvieren, der früher lautete: „Zu wem würden Sie Ihre Familie in Analyse schicken?“, und in aktualisierter Fassung lauten könnte: „Würden Sie Ihre Familie zu einem Analytiker aus der Vergangenheit schicken oder (bei gleichem Niveau und gleicher Erfahrung) zu einem Ihrer Zeitgenossen?“, so würde ich mich für den heutigen Kollegen entscheiden, und zwar aus folgenden Gründen: Er kann von der Arbeit früherer Analytikergenerationen profitieren, ist (bildlich gesprochen) „weiter gereist“ als sie und weiß, dass es unterschiedliche Möglichkeiten gibt, um unterschiedliche Probleme und unterschiedliche Menschen zu behandeln.

**Sitzungen, die nicht im Behandlungszimmer stattfinden**

In Anbetracht der Komplexität des Themas beschränke ich mich hier auf einige wenige Anmerkungen zu den „Not-in-the-room“-Sitzungen (z.B. Sitzungen per Telefon oder Internet) als institutionellem Problem.

Uns ist deutlich bewusst, dass diese technologischen Hilfsmittel zu einer neuen, unbestreitbaren Realität in der klinischen Arbeit vieler Psychoanalytiker geworden sind. Während ich dies schreibe, kommen mir zahlreiche hochrespektierte Kollegen in den Sinn, die je nach Stand ihrer Informationen über die wachsende Verbreitung dieser Praxis entweder entschiedene Verfechter oder aber ebenso entschiedene Befürworter von Telefon- oder Internetsitzungen in der Psychoanalyse sind.

Unterstützt wird diese neue Entwicklung sowohl durch potentiell positive Faktoren (etwa die Möglichkeit der Behandlung in entlegenen Regionen, in denen eine Analyse „*in persona*“ aufgrund des Mangels an Analytikern ausgeschlossen ist) als auch durch andere, eindeutig mit Widerständen zusammenhängende (ein Patient, der seinen Analytiker lieber anrufen möchte, wenn es ihm gerade widerstrebt, sich auf den Weg zu machen) sowie durch elementare wirtschaftliche Aspekte (Analytiker mit nur wenigen Patienten; Patienten, die ihrem Arbeitsplatz nicht viermal pro Woche stundenweise fernbleiben können, weil sie sonst entlassen würden). Dass dieses Phänomen sehr rasch um sich greift, steht jedenfalls außer Frage.

Wie sie wissen, hat die IPV den offiziellen Auftrag, zu diesem Thema Stellung zu beziehen. Bislang haben wir eine Reihe von Kernpunkten formuliert, die allerdings noch nicht in verbindliche Entschlüsse übersetzt wurden.

Im Großen und Ganzen ist offenbar Einigkeit über die Beurteilung des Unterschiedes zwischen einer Behandlung in persona und einer Behandlung via Telefon oder Online zu verzeichnen. Das eine ist zweifellos nicht dasselbe wie das andere: Weder dem gesunden Menschenverstand noch dem klinischen Blick fürs Detail können die bedeutsamen Unterschiede entgehen.

Vermutungen wurden auch schon über die Wahrscheinlichkeit angestellt, dass diese technologischen Hilfsmittel (in einem kompensatorischen oder Lamarck’schen Sinn) audio-visuelle Funktionen dieser oder jener Art entwickeln werden, um das Fehlen z.B. der in persönlichen Sitzungen erlebten olfaktorischen Sensationen und körperlichen Nähe auszugleichen.

Der Repräsentanten-Beirat der IPV ist davon überzeugt, dass die gesamte Thematik weiterhin eingehend untersucht werden muss: Um uns gründlich informieren zu können, sind wir auf dokumentierte Erfahrungen und anschließende epikritische Diskussionen angewiesen.

Im Allgemeinen wird die Auffassung vertreten, dass jeder qualifizierte Analytiker in seiner privaten Praxis tun wird, was er „nach Maßgabe der Wissenschaft und des Gewissens“ für angemessen hält. Was jedoch die analytische Ausbildung betrifft, so wurde das Thema der „Sitzungen bei räumlicher Distanz“ bislang nicht berücksichtigt. Das einzige einschlägige Dokument (das zudem nicht den Status einer in Kraft gesetzten Regel besitzt) betraf lediglich sehr spezielle Fälle, in denen Sitzungen abwechselnd über räumliche Distanz und in persona durchgeführt wurden, und zwar in Ländern, in denen kein Analytiker in erreichbarer Entfernung zur Verfügung stand.

Diese Diskussion ist daher noch nicht abgeschlossen.

**Soziokulturelle Veränderungen**

Dies ist das Thema, dem ich seit meinem Amtseintritt und im aufrichtigen, intensiven Austausch mit Kollegen aus zahlreichen Ländern besonders weitgreifende Überlegungen gewidmet habe. Der gebotenen Kürze wegen fasse ich das Ergebnis dieser Gespräche in einigen wenigen Bemerkungen zusammen.

Vorab ist die unbestreitbare Tatsache festzuhalten, dass es sowohl reiche als auch arme Länder gibt. Vor allem aber gibt es Länder, in denen staatliche Gesundheitssysteme und/oder Versicherungen die analytische Behandlung zahlen (vor allem die deutschsprachigen und skandinavischen Länder), und andere, in denen ebendies nicht der Fall ist. Wiewohl auch die Kostenübernahme durch Dritte vertragliche Komplikationen mit sich bringt, wird niemand in Abrede stellen, dass sie die Fähigkeit der Patienten, die finanzielle Verpflichtung einzugehen, beträchtlich verändert.

Doch abgesehen von den (zugegebenermaßen) wichtigen konkreten ökonomischen Aspekten, die die Durchführung psychoanalytischer Behandlungen beeinflussen (und die wir nicht ignorieren dürfen, wenn wir die Aufmerksamkeit für die innere Realität auf sensible Weise mit der Anerkennung der äußeren Realität verbinden wollen, um nicht vom neurotischen Pol ins eindeutig psychotische Spektrum zu fallen), nehmen neue mentale Organisationstypen Gestalt an, die offenbar auch neue Probleme für die psychoanalytische Praxis, so wie wir sie traditionell verstehen, mit sich bringen.

Wir alle machen die schmerzvolle Erfahrung, dass die Frequenz von vier Sitzungen immer seltener – zumindest zu Beginn der Behandlung – praktikabel ist und dass schon das Angebot dieser Frequenz die meisten prospektiven Patienten veranlasst, strikt abzulehnen und nicht wiederaufzutauchen.

Der eigentlich analytische Aspekt dieses Phänomens ist die Tatsache, dass es nicht nur diejenigen betrifft, die nicht genug Geld besitzen oder ihrer Arbeit nicht viermal wöchentlich stundenweise fernbleiben können (was immer häufiger der Fall ist, ob es uns gefällt oder nicht, denn unsere Patienten stammen heute nicht mehr aus den wohlhabenden oder sehr wohlhabenden Schichten, und jeder Arbeitnehmer weiß, dass draußen vor der Tür Menschen Schlange stehen, um ihn zu ersetzen). Vielmehr betrifft das Phänomen auch Menschen, die sich eine vierstündige Behandlung finanziell durchaus leisten könnten.

Natürlich haben wir es hier mit Widerständen, wie sie im Buche stehen, zu tun. Und ein wesentlicher Teil unserer Arbeit besteht heute offenbar tatsächlich darin, „Patienten zu Analysepatienten zu machen“. Dies bestätigen etliche *Arbeitsgruppen*, die sich der Erforschung des Phänomens gewidmet haben. Doch wo liegen die Ursachen einer solch weit verbreiteten und beeindruckenden Veränderung?

Ich denke, dass die sich wandelnde Welt, in der wir leben, unsere Arbeit zweifellos beeinflusst und dass es – was den Bereich der menschlichen Beziehungen betrifft – unmöglich ist, kategorisch zu behaupten, dass „Menschen sich immer gleich bleiben“. Dies mag vielleicht im Großen und Ganzen zutreffen, in bestimmten Aspekten aber ist es zumindest heute nicht mehr der Fall.

Viele Patienten lehnen es heute rundheraus ab, sich auf eine Beziehung einzulassen, in der sie eindeutig hochgradig abhängig sind.

Aus mannigfaltigen, wenngleich nicht zwangsläufig mysteriösen Gründen scheinen sie gegenüber der Präsenz und Konstanz des Objekts und seiner konsequenten Verlässlichkeit, die sie in Abhängigkeit geraten zu lassen droht, tiefes Misstrauen zu hegen.

In einer Ideallinie, die das Subjekt und das Objekt miteinander verbindet, hat sich das Besetzungszentrum heute in vielen Fällen implizit auf das Subjekt selbst verlagert, das präventiv großen Wert darauf legt, sein eigenes libidinöses und narzisstisches Kapital nicht den Händen eines Anderen anzuvertrauen -- zumindest nicht solange, bis dieser Andere die vermutlich schon sehr früh errichteten Barrieren des Misstrauens und Selbstschutzes überwunden hat.

Wenn wir an die unabdingbare primäre Mutter-Kind-Einheit denken und an die daraus resultierende Notwendigkeit einer stabilen Familienorganisation, dürfen wir uns – sehr wohl eingedenk des potentiellen Risikos, gegen die „politische Korrektheit“ zu verstoßen – fragen, ob Analytiker in ihren Behandlungszimmern heute nicht zumindest einige der Konsequenzen „erben“, die bestimmte zeittypische Erscheinungen mit sich bringen: Die frühe Beendigung der exklusiven Mutter-Kind-Einheit aus beruflichen Gründen, wegen arbeitsrechtlicher Bestimmungen, die eine baldige Wiederaufnahme der Arbeit verlangen, oder wegen überaus anspruchsvoller Unternehmensumwelten; die für Säuglinge und Kleinkinder verwirrende, wechselnde Inanspruchnahme von privater und institutioneller Betreuung in „Kernfamilien“, in denen häufig weit entfernt lebende Großeltern nicht mehr präsent sind; die stetig steigende Anzahl von Trennungen und Scheidungen, die Familien auseinanderbrechen lassen; das damit oft verbundene Auf-den-Plan-Treten neuer Familienmitglieder, die akzeptiert werden „müssen“, und dies nicht selten in einer von Ablehnung oder zumindest von Verleugnung der damit verbundenen Schwierigkeiten geprägten Atmosphäre; narzisstische, selbstzentrierte Betreuungsorganisationen, die von zeitgenössischen, in hohem Maß individualistischen kulturellen Vorbildern favorisiert werden; der Verlust des schützenden Containers „Großfamilie“ und ganz allgemein all jene Umstände, die die heutige psychische Umwelt, in der Kinder heranwachsen, beeinflussen – Umstände, die in Bezug auf die Ernährung heutzutage sicherlich günstiger sind als in der Vergangenheit, doch wahrscheinlich weniger günstig, wenn man die realen, authentischen Beziehungen betrachtet.

Uns bleiben – zumindest vorerst – verheerende Weltkriege erspart. Stattdessen erleben wir zahllose Mikrobrüche in der sehr frühen Mutter-Baby-Dyade und in der Familie, die das Subjekt womöglich instinktiv davor zurückschrecken lassen, „sich der Beziehung auszuliefern“. Ich kann an dieser Stelle lediglich den extremen, geradezu sinnbildlichen klinischen Fall jenes Kindes erwähnen, das von einer meiner italienischen Kolleginnen behandelt wurde. Dieses Kind zog sich von gleichaltrigen Spielgefährten zurück, um den Fernsehapparat zu umarmen und zu küssen.

Damit Sie mich nicht missverstehen: Ich behaupte nicht, dass Mütter nach der Geburt nicht wieder arbeiten oder dass Familien mit den Großeltern zusammenleben sollten. Ich sage auch nicht, dass unglückliche Paare sich nicht trennen dürfen usw. Als Psychoanalytiker aber dürfen wir die massiven Konsequenzen dieser gewaltigen Veränderungen nicht verleugnen, und ebenso wenig sollte es uns überraschen, dass sie die Beziehungsstile und –möglichkeiten der Menschen von heute beeinflussen und dass prospektive Patienten, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verschwinden, wenn sie „viermal die Woche“ hören.

**KLINIsche, THEORETISCHE UND DIE AUSBILDUNG BETREFFENDE WEITERENTWICKLUNGEN**

Als Analytiker müssen wir verstehen, was in unserer heutigen Arbeit angesichts dieser neuen Realitäten wirklich möglich und was nützlich ist. Dies setzt genügend Denkfreiheit und klinische und theoretische Überlegungen voraus, aber auch eine flexible, im verantwortlichen Rahmen kreative innere Haltung, ein Bewusstsein für unser theoretisches Erbe und die Bereitschaft, Neues unvoreingenommen zu erforschen.

So gesehen, gibt es in unseren Gesellschaften Gefühle des Unbehagens, über die man zwar „auf dem Gang“ oder im persönlichen Kontakt vertraulich spricht, die aber bei offiziellen Anlässen, wenn sich das Selbst des Analytikers am Ideal zu orientieren bestrebt ist, eher nicht thematisiert werden.

Ich denke jedoch, dass die IPV diese Probleme nicht ignorieren oder bagatellisieren darf – ebenso wenig, wie der Arzt seine klinischen Überlegungen angesichts von Symptomen in den Wind schlagen darf: Ein hartnäckiges Fieber kann mit einer gewöhnlichen Erkältung zusammenhängen, es kann aber auch etwas Ernsteres dahinterstecken.

Und nicht nur das: Jedes potentielle Heilmittel sollte auf der Basis gewissenhafter Überlegungen angewandt werden und nicht deshalb, weil man von vornherein unbedingt an stereotypen Leitlinien festhalten möchte, die das Gefühl der Compliance mit den Standards vermitteln.

Die berühmte Redewendung „Operation gelungen, Patient tot“ sollte uns in unserer täglichen Praxis stets gewärtig bleiben und keinen Platz lassen für starre, doktrinäre Überzeugungen. Sie geben weniger eine authentische Liebe zu dieser „Kunst/Wissenschaft mit besonderem Status“, die unser aller persönliches Leben (wie ich selbst bestätigen kann) verändert hat, zu erkennen als vielmehr eine unbewältigte Übertragung auf hochidealisierte innere Objekte.

Ich kann hinzufügen, dass der heutige Analytiker in der idealen Triangulierung zwischen Analytiker, Theorie und Patient (einer Reproduktion des inneren Familiendreiecks) das interpsychische Feld für eine gemeinsam geteilte ödipale Organisation bereitstellen sollte, die so lebendig, ausgewogen und harmonisch wie irgend möglich ist. Diese drei Komponenten sollten sich auf angemessene, kreative Weise miteinander verbinden.

Freilich dürfen wir das gegenteilige Risiko nicht übersehen: die Gefahr eines Bildersturms auf unsere wissenschaftlichen Überlieferungen und unsere Ausbildungstradition. Solche Gefühle gründen in Residuen einer negativen Übertragung, ganz gleich, wie man diese schwierigen neuen Realitäten beurteilen mag.

**Welche Konsequenzen bringt diese Sichtweise mit sich?**

Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass wir heute weit öfter als in der Vergangenheit mit der Notwendigkeit konfrontiert sind, „den analytischen Patienten allererst heranzuziehen“. Dies wird die Form und die zeitliche Gestaltung der analytischen Ausbildung auf jeden Fall verändern: Wenn wir künftige Analytiker haben wollen, die wissen, „wie man einen Analysepatienten heranzieht“, müssen wir es den jungen Menschen auch ermöglichen, ebendiesen Aspekt in den ohnehin schon schwierigen Ausbildungsplan einzubauen – wahrscheinlich indem man bestimmte Kriterien, die bislang als unanfechtbar galten, kritisch überprüft.

Wachsende Sorge bereitet uns das Phänomens der „Alterung“ unser Mitgliederschaft und des fehlenden Nachwuchses in vielen unserer Gesellschaften. Der Zusammenhang mit den weitverbreiteten psychosoziokulturellen Veränderungen steht außer Frage, und wir müssen in der Lage sein, darüber nachzudenken.

Zweitens müssen wir den eingeleiteten Prozess der Erforschung, Kenntnis und Anerkennung weiterer spezifischer Behandlungsformen fortsetzen und diese überdies als offizielle Spezialisierungen in unser Feld integrieren. Die Integrierte Ausbildung in psychoanalytischer Kinder- und Jugendlichentherapie ist ebenso ein Schritt in diese Richtung wie die Gründung des *Mental Health Field Committee* der IPV für die integrierte Behandlung schwerer Störungen, die wissenschaftliche Arbeit, die *Familien und Paaren* gewidmet ist, und das breite Feld der Gruppenanalyse.

Diese Erweiterungen werden die grundlegende psychoanalytische Ausbildung und entsprechenden Aktivitäten nicht ersetzen. Sie dürfen aber auch nicht länger herablassend als „Abweichungen“ oder minderwertige Nebenprodukte betrachtet werden: Die Evaluation wird sich auf andere Kriterien, etwa den Ausbildungsprozess und den Erfahrungshintergrund sowie die Qualität des Ergebnisses, zu konzentrieren haben.

Es ist unsere Aufgabe, die Aufgabe unserer wissenschaftlichen und professionellen Community, den zentralen Stellenwert nicht aus dem Blick zu verlieren, den die eigene Analyse als durch nichts zu ersetzende Grundlage künftiger Erweiterungen der Methode und der Kriterien, an denen wir unsere Kompetenz messen, besitzt.

**SCHLUSS**

Wird es uns gelingen, diese Formulierungen der analytischen Praxis zu berücksichtigen, ohne dass unsere spezifischen Werte in Mitleidenschaft gezogen werden?

Werden wir Möglichkeiten finden, offen und unvoreingenommen über die Konsequenzen nachzudenken, mit denen die allgemeinen Veränderungen unsere berufliche Praxis und Ausbildung konfrontieren?

Und werden wir, was die theoretischen und klinischen Weiterentwicklungen betrifft, wissen, wie wir den unschätzbaren Reichtum unseres Freudschen Erbes, den eigentlichen Stamm unseres genealogischen und wissenschaftlichen Baumes, erhalten können, ohne dass wir uns vor sprießenden Zweigen fürchten und sie übereilt, aus Angst vor Wildwuchs, „zurechtstutzen“? Werden wir uns mit dem Gedanken anfreunden können, dass nach Freud andere Denker scheinbar abweichende, in Wirklichkeit aber bereichernde, fruchtbare Überlegungen formuliert haben?

Ich habe den Eindruck, dass gelegentlich ein unaufgelöster idealisierender Übertragungsaspekt es der phantasmatischen Figur Sigmund Freud verwehrt, „zum Großvater zu werden“. Diese Übertragungskomponente hat zur Folge, dass man im Namen dieser phantasmatischen Figur bisweilen Exklusivansprüche auf eine theoretische Einzigartigkeit und Unersetzbarkeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geltend macht und – eher phallisch als genital – annimmt, dass im Gefolge dieses Phantasmas niemand bedeutsame neue Überlegungen und genuine Kreativität zur Entwicklung der Psychoanalyse beitragen könne. Umgekehrt wiederum scheint dem Unvermögen, die Validität der meisten Freudschen Beiträge anzuerkennen, zumindest in manchen Fällen eine gewisse Undankbarkeit zugrunde zu liegen.

Ich hoffe, dass die IPV die „Heimat“ ist und bleibt, in der Psychoanalytiker ihre Schwierigkeiten, ihre Meinungsverschiedenheiten und ihre neuen Ideen zu der sich wandelnden Welt und zur Psychoanalyse, die *veränderbar ist* und sich *tatsächlich* verändert, durcharbeiten können – eine Heimat, die lebendig, offen für Reflexion und Austausch, für eingehende Debatten und für (notwendige und authentische) Veränderungen des Einzelnen wie auch unserer Gesellschaften ist. Eine Heimat, die aus Erwachsenen besteht, die unser Erbe respektieren, aber offen für Neues sind, und die mit den Veränderungen in der Welt und den daraus entstehenden Schwierigkeiten umgehen können, statt sie angstvoll und/oder mit Hilfe selbstberuhigender Idealisierungen zu verleugnen.

Was uns gegenüber anderen, die keine analytische Ausbildung absolviert haben und nicht tagtäglich unserer Arbeit nachgehen, zumindest ein klein wenig auszeichnen sollte, ist das Bewusstsein für Dinge, die manchmal schmerzvoll sein können: Eine unserer Stärken ist ja ebendieses gesunde, mild-depressive Wissen um unsere menschliche Schwäche, die von anderen, die uns in der Analyse idealisieren, so häufig verleugnet wird.

Wir sollten innerhalb der Kollegenschaft Reflexionsarbeit im Geiste unserer internationalen Community leisten können. Ebendies ist eines der Ziele der IPV: unsere Fähigkeit, „zusammen nachzudenken“, kann schon während der analytischen Ausbildung in Erweiterung der dreiteiligen klassischen Ausbildung (Lehranalyse, Supervision und Seminare) durch das vierte Element der Entwicklung klinischer und theoretischer Erfahrung in Gruppen trainiert werden. Einige lateinamerikanische Gesellschaften haben diese Neuerung ihrer Ausbildungsprogramme bereits in Planung.

Und schließlich müssen wir einander unterstützen, wenn es darum geht, die in Gruppen und Institutionen unausweichlichen Spannungen zu bewältigen (dies ist einer der Gründe, weshalb wir z.B. die „*Task Force on Institutional Issues*“ ins Leben gerufen haben, die ebendiese Konfliktdimension erforschen und unsere Kenntnisse darüber verbessern wird).

Sie sehen, dass meine Botschaft an unsere Bereitschaft appelliert, gemeinsam nachzudenken, damit wir Veränderungen nicht um der ästhetischen und narzisstischen Lust an der „Veränderung um der Veränderung willen“ befürworten, uns aber andererseits den Weiterentwicklungen in der Welt und in der Psychoanalyse auch nicht von vornherein aus letztlich „theologischen“ Gründen verschließen.

Der Grund, weshalb ich diese Überlegungen mit Ihnen teile, hängt mit dem schmerzvollen Wissen um die Macht und Rigidität unserer inneren Abwehrmechanismen zusammen, von denen niemand, weder Individuen noch Institutionen (einschließlich der IPV), ausgenommen ist.

Ich wünsche Ihnen allen einen fruchtbaren, befriedigenden und „nicht-konventionellen“ Kongress.